

Veronika Studer-Kovács | Universität Luzern, kovacs.veronika@outlook.com

Kolonialmacht Österreich-Ungarn?

Clemens Ruthner: *Habsburgs ›Dark Continent‹. Postkoloniale Lektüren zur österreichischen Literatur und Kultur im langen 19. Jahrhundert.* Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag 2018 (=Kultur – Herrschaft – Differenz, Bd. 23), 401 S.

Können wir die Österreich-Ungarische Monarchie als Kolonialmacht lesen? Dies ist die zentrale Thematik von Clemens Ruthners Buch, in welchem der Frage nach der Anwendbarkeit der postkolonialen Theorie auf die Verhältnisse der ehemaligen mitteleuropäischen Großmacht nachgegangen wird. Die im Titel erscheinende, von Freud übernommene Metapher des ›dunklen Kontinents‹ weist darauf hin, dass der Autor sich weniger für ein Österreich-Ungarn als historisch-sozialwissenschaftlich nachweisbare Kolonialmacht interessiert, sondern eher auf der Suche nach den Spuren kolonialistischen Denkens im Unbewussten der Monarchie ist, um »dieses Verdrängte in den kulturellen Ordnungen ›Kakaniens‹ im langen 19. Jahrhundert wieder sichtbar zu machen« (S. 20). Clemens Ruthner ist Assistenzprofessor für Germanistik an der School of Languages, Literatures and Cultural Studies am Trinity College Dublin. Sein Forschungsgebiet umfasst neben dem habsburgischen Zentraleuropa und der postkolonialen Theoriebildung die Problematiken von Imagologie, Alterität und Liminalität sowie die Kanon- und Kulturökonomie. Er wirkte bei mehreren internationalen Wiener Forschungsprojekten mit, wie etwa bei »Kakanien revisited«, sowie bei der Herausgabe der Buchreihe »Kultur – Herrschaft – Differenz« (Hgg. Milka Car, Moritz Csáky, Wolfgang Müller-Funk und Klaus R. Scherpe), als deren Band 23 die vorliegende Monografie erschienen ist.

Das Buch ist in drei Hauptkapitel unterteilt. Im ersten werden die theoretischen Grundlagen gelegt und die wichtigsten Begriffe der postkolonialen Theorie besprochen, beispielsweise ›mission civilisatrice‹, ›othering‹, ›gendering‹ oder ›Kippbild‹. Die zweite Einheit ist der österreichischen Literatur des langen 19. Jahrhunderts gewidmet: In drei Fallstudien oder

»Stichproben«, welche sich mit Werken von Franz Grillparzer, Peter Altenberg und Alfred Kubin auseinandersetzen, werden die Präsenz kolonialistischer Denkmuster und deren unterschwelliges Wirken gezeigt. Im dritten Teil wird der Fall Bosnien-Herzegowina untersucht, welches nach seiner österreich-ungarischen Besetzung im Jahre 1878 und der anschließenden Annexion (1914) einen kolonieähnlichen Status innerhalb der Monarchie erlangte und somit – so Ruthner – als ›Ersatzkolonie‹ betrachtet werden kann. Die Perzeption Bosnien-Herzegowinas und die daraus entstehenden Alteritätskonstruktionen werden in der Monografie vor allem anhand der Lektüre von österreichischen Ego-Dokumenten und nur zu einem geringen Anteil anhand bosnisch-herzegowinischer Quellen dargestellt. Ruthner bemerkt in einer Referenz auf die Kritik postkolonialer Vorgehensweisen von Stefan Simonek, dass »ein komparatives Herangehen an den Untersuchungsgegenstand in Form von kontrastiven Lektüren kultureller Texte ›gegen den Strich‹ sich von selbst verstehe (auch wenn dies nicht immer von einzelnen Forscher/inne/n, sondern nur als Teamarbeit zu leisten ist).« (S. 56) In diesem Sinn verweist der Autor auf das Komplementärverhältnis zwischen seinen Arbeiten und jenen von Vahidin Preljević und Stijn Vervaet. Damit wird ein Schlüsselproblem der Forschung zur Habsburgermonarchie angedeutet: Sie war nach der Auflösung des Vielvölkerstaates nicht nur wegen der linguistischen Pluralität des Forschungsgegenstandes, sondern auch wegen isolationistischer Verhaltensweisen der sich ausdifferenzierenden Nationalkulturen erschwert. Die Bemühungen wissenschaftlicher Gemeinschaften – wie jene der Herausgeber der Buchreihe, in welcher Ruthners Buch erscheint –, innerhalb der Forschung die Grenzen zwischen den Nationalstaaten aufzuheben, sind somit von besonderer Wichtigkeit und großem Interesse.

Nach einer kurzen Zusammenfassung des Forschungsstandes und einer Projektskizze zeigt Ruthner drei mögliche Szenarien auf, in welchen das koloniale Paradigma auf die Verhältnisse in Österreich-Ungarn übertragen werden kann. Dabei spricht der Autor von Kolonialismus als Befund, als Befindlichkeit und als Betrachtungsweise. Kolonialismus ist als Befund zu verstehen, sofern die Habsburgermonarchie im historisch-sozialwissenschaftlichen Sinn als Kolonialmacht betrachtet wird. Durch eine kurze Begriffsgeschichte bestimmt Ruthner die verschiedenen Definitionen von ›Kolonie‹ und ›Kolonisierung‹ und zählt die Faktoren auf, welche bei der Entstehung von kolonialen Verhältnissen entscheidend sind. Der Autor misst – in Anlehnung an Jürgen Osterhammels Ausdifferenzierung des Begriffs – neben dem Machtverhältnis zwischen Kolonisatoren und Kolonisierten sowie der speziellen Art der Fremdheit, welche zwischen ihnen besteht, der

besonderen Interpretation des Machtverhältnisses eine große Wichtigkeit bei. Diese Interpretation entsteht aus einem Bewusstsein kultureller und moralischer Überlegenheit des Kolonisators und zieht die Narrative einer ›mission civilisatrice‹ nach sich. Dabei betont Ruthner die besondere Bedeutung dieses wesentlichen Faktors des modernen Kolonialismus im Fall der Habsburgermonarchie und ihrer Mitgliedstaaten. Die ursprüngliche Definition der Kolonialmacht, in welcher die rechtlichen und geographischen Faktoren zentral sind, ist auf die Österreich-Ungarische Monarchie nur beschränkt oder gar nicht anwendbar. Das kollektive Bewusstsein der Monarchie brachte indes Interpretationen des Machtverhältnisses zwischen dem Wiener Zentrum und seinen Peripherien hervor, welche mit jenen der bekannten Kolonialmächte durchaus vergleichbar sind. Aus diesem Grund ist es sinnvoll, das koloniale Paradigma im Fall der Monarchie weniger als Befund und mehr als kulturelle Befindlichkeit zu betrachten: »Interessanter indes wäre die Frage nach dem kulturellen Ausdruck bzw. Niederschlag von Dominanzverhältnissen zwischen Herrschaftszentrale(n) und beherrschten, andersethnischen Peripherien in ›structures of feeling‹ [...].« (S. 53) In diesem Sinn richtet Ruthner das Augenmerk im zweiten Teil seiner theoretischen Grundlagen auf die Imagologie oder die Analyse stereotyper Selbst- und Fremdbilder, d.h. auf die Entstehung, die Funktionsweisen und das komplexe Ineinander von Identitäts- und Alteritätskonstruktionen.

In den Textanalysen, welche die zwei weiteren Hauptkapitel der Monografie füllen, konzentriert sich Ruthner vor allem auf diese Selbst- und Fremdbilder. Dies tut der Autor mit einer postkolonialen Zugangsweise, um herauszufinden, was diese Letztere im mitteleuropäischen Kontext konkret leisten kann (S. 59). Die postkoloniale Theorie wird in Ruthners Anwendung als heuristische Denkfigur verwendet, welche »die Aufmerksamkeit auf die Modellierung kollektiver Identitäten unter den Herrschafts- und Kulturverhältnissen des k. u. k. Reichs lenken« (S. 61) soll. Der postkoloniale Fokus soll als Alternative zum nostalgischen Diskurs des ›habsburgischen Mythos‹ dienen und einen differenzierten Blick auf die Multikulturalität der Monarchie werfen. Die Aktualität von Ruthners Projekt geht somit über den wissenschaftlichen Kontext hinaus, da es eine Sichtweise liefert, welche sich in Bezug auf den »Erfolgsdruck« der heutigen »Zeitumgebung«, »mit der wankenden E.U. einen neuen, besseren Vielvölker(meta)staat begründen zu müssen« (S. 61), als hilfreich erweisen könnte.

Im zweiten Kapitel erfolgt eine Analyse der österreichischen »Kolonialphantasien«: Ruthner untersucht *Das goldene Vlies* von Franz Grillparzer (1819–20), *Ashantee* von Peter Altenberg (1897) und Alfred Kubins Roman *Die andere Seite* (1909). Diese literarischen Texte werden jeweils im Kon-

text von Selbstzeugnissen, Korrespondenzen und Tagebüchern gelesen – im Fall von Kubin etwa im Spiegel seiner Korrespondenz mit Fritz von Herzmanovsky-Orlando. Ruthner betont, dass die Heranziehung der Ego-Dokumente nicht als Biografismus missverstanden werden sollte, sondern einen ersten Schritt in Richtung einer postkolonialen Lesart konstituiert. Durch das Aufeinanderprojizieren von literarischen Texten und privaten Dokumenten könne aufgezeigt werden, dass die Schriftsteller gleichzeitig Kinder und Gegner ihrer Zeiten waren (S. 120). Dies wird unter anderem am Beispiel von Peter Altenbergs Texten aufgezeigt und mit einer treffenden Auswahl weiterer Zeitdokumente, z.B. Zeitungsberichten, zusätzlich nuanciert. Die Geschichte des im Wiener ›Thiergarten am Schüttel‹ 1896 zur Schau gestellten Aschanti-Dorfes – solche Völkerschauen werden von Ruthner als »ethnographische Peep-Shows« bezeichnet – ist äußerst anregendes Material. In der Analyse wird einerseits Altenbergs humanistisches Engagement für eine menschenwürdige Betrachtung aufgezeigt, wodurch sich der Autor von seinen Zeitgenossen unterscheidet. Andererseits wird textnah belegt, dass Altenbergs Denkweise durch die unterschwellige Reproduktion von kolonialen Stereotypen und Verhaltensweisen korrumpiert wird, z.B. durch die Tendenz zur Idealisierung, Erotisierung oder Infantilisierung der Aschanti-Frauen. Ähnlich aufschlussreich sind die Analysen von Alfred Kubins Roman bzw. die Parallele zwischen Herzmanovsky-Orlandos Aktualisierungen der Fiktion und den weiteren Interpretationsmöglichkeiten des kubinischen Traumreichs. Die Auseinandersetzung mit Kubins Roman, welcher mit seiner Idee der südlichen Expansion als eine Anspielung auf die Ausdehnung der Monarchie in Richtung Bosnien-Herzegowina gelesen werden kann, bildet eine elegante Brücke zum letzten großen Kapitel.

Während die postkoloniale Zugangsweise sich bei den Analysen der Texte von Altenberg und Kubin wie selbstverständlich anbietet und als hilfreich erweist, wirft sie im Fall von Grillparzer einige Fragen auf. Die Argonauten-Trilogie liefert zweifelsohne Material für Ruthners Diskurs: In Bezug auf die Fremdbegegnung oder die Problematik von Heimat und Identität erweist sich das methodische Instrumentarium als angemessen. Zuweilen ist die Mutmaßung kolonialer Muster jedoch weniger treffend: so zum Beispiel in den Erläuterungen über die sprachliche Barriere zwischen Medea und Jason. Ruthners These zufolge haben Jason und Medea keine gemeinsame Sprache, und Grillparzer, der die zivilisierte österreichische Welt in Parallele zur griechischen sieht, entmündige Medea, indem er sie sprechen lässt. »Die Imagination des bzw. der Fremden erfolgt also – hier, wenn nicht immer – vom Eigenen aus; und da die Barbarin nicht adäquat im eigenen Idiom sprechen kann, sprechen andere an ihrer Statt: bei Grill-

parzer ist es der ›zivilisierte‹ männliche Autor und seine Einbildungskraft.« (S. 129) Die Tatsachen, dass es sich um mythologische Figuren handelt und dass Medea zwar keine Griechin, aber eine Königstochter göttlicher Abstammung ist, widersprechen der These, sie könne sich nicht verständigen. Überdies handelt es sich hier eher um eine allgemeine Eigenschaft der Fiktion als um die unterschwellige Wirkung einer kolonialen Denkweise.¹ Bei solchen Interpretationen entsteht die Gefahr, dass die postkoloniale Einstellung selbst koloniale Verhaltensweisen schafft.

Ähnlich problematisch sind Ruthners Bemerkungen und Ausrufezeichen bei den Zitaten, in denen der eine oder andere Autor sich als Deutschen bezeichnet, obwohl er »im engeren Sinn gar kein Deutscher« (S. 98), sondern Österreicher ist. Ruthners explizites Ziel ist es, die Aufmerksamkeit auf die Modellierung kollektiver Identitäten zu lenken, doch wirft er einen zu wenig differenzierten Blick auf die Selbstbezeichnung der Autoren. Diese könnten unter Berücksichtigung der soziohistorischen Umstände in der Monarchie und ihrer verschiedenen Gemeinschaften und Identitätsvarianten nuancierter gelesen werden. Ein Eingehen auf die genannten Umstände fehlt der Monografie am meisten, vor allem wenn man in Betracht zieht, dass ein Drittel des Buchumfangs den theoretischen Grundlagen gewidmet ist. Es stellt sich die Frage, ob der thematische Schwerpunkt der Monografie die Österreich-Ungarische Monarchie oder die postkoloniale Theorie ist. Das Kapitel über die Besetzung Bosnien-Herzegowinas weist in dieser Hinsicht ein besseres Gleichgewicht auf und liefert den nötigen historischen Kontext zu den untersuchten Ego-Dokumenten und literarischen Texten. Die Analysen zeigen die klare Präsenz der Gesten einer Kolonialmacht: Die ›mission civilisatrice‹ und die verschiedensten Varianten des ›othering‹ wären in dem von Ruthner vorgestellten Korpus schwer zu übersehen. Die österreichischen Texte und Ereignisse, welche das Verhältnis mit Bosnien-Herzegowina thematisieren, sind mit Bravour ausgewählt. Besonders interessant sind die Fallstudien über die ›Maglajer Katastrophe‹ sowie über die Eroberung Sarajevos. In diesen Fällen zeigen sich die drastischen Unterschiede der verschiedenen Perspektiven und Narrative – teils der Zeitgenossen, teils der Geschichtsschreibung – mit besonderer Schärfe.

Ruthner hat einen angenehmen Stil, der die Grenzen des wissenschaftlichen Diskurses niemals verlässt, aber dennoch erzählerisch wirkt und durchaus genossen werden kann. Die Lektüre wird jedoch durch einige Be-

1 Es sei denn, wir läsen die gesamte westliche Literatur als Ausdruck kolonialer Denkweisen und teilten die von Ruthner zitierte Sichtweise von Maria Mies, nach welcher Kolonialverhältnisse die Tiefenstrukturen der europäischen Zivilisation bilden (S. 336).

sonderheiten erschwert. Die Quellenangaben sind nicht leicht zu finden, da die Einheiten der Bibliografie nicht jenen der Kapitel entsprechen. Auch ist die Suche nach früheren Textstellen anhand von Ruthners Verweisen mühsam, da die Unterteilungen der Hauptkapitel im Inhaltsverzeichnis nicht vollständig wiedergegeben sind. Schließlich wäre eine Vereinheitlichung der Schreibweisen wünschenswert gewesen: Die wichtigsten Begriffe, z.B. ›postkolonial‹ oder ›mission civilisatrice‹ kommen in mehreren Schreibweisen vor. Teilweise ist dies offensichtlich Absicht des Autors, aber häufiger handelt es sich dabei ganz klar um Druckfehler oder übersehene Details.

Ruthner beantwortet die anfangs gestellte Frage positiv und zeigt auf, dass eine postkoloniale Zugangsweise anwendbar und berechtigt sein kann, wenn es um den ›dunklen Kontinent‹ der Habsburgermonarchie geht. Doch da die Monografie auf die postkoloniale Perspektive fixiert ist, werden die Verhältnisse der Monarchie oft ex negativo beschrieben. Der Autor reflektiert schon mit seiner Fragestellung dieses Problem und bewahrt Offenheit für alternative Wege. Er sucht stets nach Möglichkeiten, die von der postkolonialen Theorie provozierten Empfindlichkeiten in einem neuen Rahmen zur Geltung zu bringen. In diesem Zusammenhang wird zum Beispiel der indische Germanist Anil Bhatti erwähnt, der anstelle der Differenz die Ähnlichkeit zum Gegenstand der Kulturwissenschaften zu erheben vorschlägt. Ein entsprechender Blick auf die Monarchie würde zweifelsohne zu reizvollen Ergebnissen führen.